

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 44 (1965)
Heft: 12

Artikel: Zur "Schule von morgen"
Autor: Berchtold, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-337722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liegt der Hintergrund rassischer Vorurteile des Beschlusses der Repräsentantenkammer; Demokratie bei uns ist selbstverständlich, aber zu was brauchen die Indios oder die dominikanischen Mulatten Demokratie? Das wurde nicht ausgesprochen, aber vermutlich gedacht.

Die Tatsache, daß die Verhandlungen zwischen dem Kleinstaat Panama und den Vereinigten Staaten nun offenbar doch in Fluß kommen, erhellt dieses trübe politische Bild ein wenig. Es scheint langsam die Einsicht zu dämmern, daß es doch kaum möglich ist, den Anfang dieses Jahrhunderts geschaffenen Zustand zu verewigen, daß ein souveränes, wenn auch kleines und unterentwickeltes, Land nicht auf 14 Kilometer quer durch sein Territorium in seinen Hoheitsrechten ausgeschaltet ist und seine Bürger dort nach den Gesetzen des Staates Kalifornien behandelt werden. Es soll nun ein neuer Vertrag geschaffen werden, der denjenigen von 1903 ablöst und Panama das Recht der Mitverwaltung der Kanalzone sowie einen größeren Anteil an den Erträgen der Kanalschifffahrt einräumt.

JAKOB BERCHTOLD

Zur «Schule von morgen»

Mit großem Interesse habe ich in der letzten Oktobernummer der «Roten Revue» den Artikel von Hansueli Wintsch gelesen. Ich gehe mit den meisten Gedanken dieser Ausführungen vollkommen einig.

Auf die Forderung, daß die «Schule von morgen» eine Schule ohne Prüfungen sein sollte, möchte ich hingegen auf Grund meiner Erfahrungen als Sekundarlehrer folgendes entgegenen. Ich bin mir dabei bewußt, daß Hansueli Wintsch mit Absicht extrem formuliert hat, um uns Lehrer zu einer Entscheidung herauszufordern.

Ich meine, daß es nicht vor allem die Prüfungen sind, die einem mittelmäßig begabten Schüler die Schule verleiden. Ich habe meine Sekundarschüler eingehend über dieses Problem diskutieren lassen, und zwar ohne ihnen meine Stellungnahme bekanntzugeben. Die meisten erklärten eindeutig, daß sie nur Angst vor Übertrittsprüfungen hätten, vor Klausuren jedoch nicht, wenn sie genügend darauf vorbereitet seien. Aber da liege eben der Has im Pfeffer, man bereite sich daheim nicht immer so vor, wie es eigentlich Pflicht wäre. Einige entgegneten, daß sie in den Klausuren weniger leisteten, als ihnen unter normalen Umständen zumutbar sei. Meine Schüler betrachten die Prüfungen als Abwechslung im Unterricht, vorausgesetzt, daß diese nicht zu selten durchgeführt werden. Die Schüler fordern, daß die Verarbeitung des behandelten Stoffes häufig zu prüfen sei, damit ein einzelnes Versagen nicht zu sehr ins Gewicht falle. Die Klausuren unterbrechen also in angenehmer

Weise den gewöhnlichen Rhythmus des Unterrichtes, wo der Schüler im Klassenverband häufig zuwenig aktiviert werden kann. Die Gefahr der Langeweile ist für den mittelmäßig und gutbegabten Schüler unerträglicher und verleidet ihm die Schule eher als Klausuren, die nicht zu schwierig sind.

Ich habe seit einiger Zeit allwöchentlich eine zehnminütige Klausur über den eben behandelten Geschichtsstoff angesetzt und mache damit die beste Erfahrung. Die Schüler sagen, daß «ihnen diese Prüfung gar keinen Eindruck mache», weil es einem leichtfalle, alle Fragen zum mindesten befriedigend zu beantworten, vorausgesetzt, daß man in der Unterrichtsstunde aufgepaßt habe.

Ich folgere daraus: Die Klausuren dürfen nicht zu schwierig sein. Die Schüler sollten so darauf vorbereitet werden, daß die Arbeit von möglichst wenig Angstgefühlen begleitet ist. Ich freue mich, daß sich diese Schlußfolgerung wiederum ganz mit den Ausführungen von Hansueli Wintsch deckt.

Anderseits dürfen wir nicht vergessen, daß im Leben nur das wirklich zählt, wovor wir uns fürchteten. Ein Leben ohne jegliche Angst verweichlicht und widerspricht dem Bedürfnis eines gesunden, normal begabten Menschen. Wir dürfen das Leben der jungen Menschen nicht vor jeder Gefahr schützen, sonst entziehen wir dem Leben auch die Spannung, und der von Kraft strotzende junge Mensch ist gezwungen, Gefahren und Abenteuer anderswo zu suchen. Wenn wir harte Anforderungen an die Schüler stellen, bereiten wir ihn damit auf «das Leben» vor, das uns – glücklicherweise! – auch nicht immer sanft anfaßt. Doch das ist wichtig: Die Atmosphäre in der Schule soll von Wohlwollen und Menschlichkeit geprägt sein, und die Klausuren sollen so gehalten sein, daß sich jedem Schüler, der im normalen Rahmen seine Pflicht tut, eine Chance bietet, eine rechte Arbeit abzuliefern.

Es ist wahr, daß wir keine Gelegenheit verpassen dürfen, unsere schwachen Schüler, die naturgemäß zuwenig Ansporn erhalten, zu loben und ihnen bewußt zu machen, daß auch sie etwas zu leisten vermögen. Das gilt aber nur sehr beschränkt auch für die begabten Schüler. Bereits ein normal begabtes Kind muß es hin und wieder voll und ganz erleben, daß es versagt hat, daß es zuwenig leistet. Das führt weiter. Bei einer Erziehung, die nur auf Lob ausgerichtet ist, fehlt dem begabten Kind etwas, und es wird übermütig. Das erlebe ich auch an meinen eigenen Kindern. Versagen gehört zum Leben wie Gelingen, jenes macht dieses erst zum freudigen Erlebnis.

Ich habe mich gefragt, was gegebenenfalls vermehrt an die Stelle von Klausuren zu treten hätte. Ich glaube, daß unsern Schülern in vermehrtem Maße die Gelegenheit geboten werden sollte, eine große Arbeit selbständig auszuführen, nicht nur Aufsätze, wo dem Schüler häufig der Stoff fehlt, sondern geschichtliche Darstellungen usw. auf Grund von interessanten Unter-

lagen. Im Zeitalter des Fernsehens muß die Arbeitsschule immer mehr durchdringen, wo der Schüler an selbständiges Arbeiten gewöhnt wird. Für das passive Aufnehmen bietet das Fernsehen genug. Ich vermute, daß ich mich auch da wiederum mit Hansueli Wintsch finde, und das freut mich sehr.

DR. RICHARD LIENHARD

Die Hürden des Autobiographen

Zu Walther Bringolfs Autobiographie

In der letzten Nummer unseres Blattes erschien aus der Feder von Markus Schelker die Besprechung von Walther Bringolfs Autobiographie «Mein Leben». Obwohl sich Markus Schelker sehr positiv über das Werk äußert, kommt er um einige kritische Feststellungen nicht herum. Einer seiner Einwände lautet etwa so: Man spüre zuweilen deutlich, daß die Lebenserinnerungen von Walther Bringolf neben einem überreichen Arbeitspensum geschrieben worden seien. Es hätte sich für die Autobiographie positiv ausgewirkt, wenn der Verfasser die Stunde des Ruhestandes abgewartet hätte.

Dieser Einwand, mit dem Markus Schelker keineswegs allein steht, mag etwas für sich haben. Dagegen spricht aber der Umstand, daß sich hier wohl kaum eine Gesetzmäßigkeit aufstellen läßt. In welchem Zeitpunkt eine Selbstbiographie verfaßt werden soll, hängt zu sehr von der Persönlichkeit des Autors ab. Markus Schelker bemerkt ja auch am Anfang der Buchbesprechung zutreffend, es sei bezeichnend für das Temperament von Walther Bringolf, daß er mit der Niederschrift seiner Memoiren nicht bis zu seiner «Pensionierung» zugewartet habe. Es läßt sich in diesem Zusammenhang fragen, ob die Muße des Ruhestandes für jedermann die günstigste Voraussetzung für eine schöpferische Leistung darstellt. Es entspricht einer bekannten Erfahrungstatsache, daß sich viele Menschen zu einer Leistung gerade dann besonders befähigt fühlen, wenn sie, mitten im Leben stehend, den mannigfachen Antrieb der beruflichen Arbeit verspüren und sich so noch im Schwung befinden. Der kluge Edgar Schumacher hat einmal geäußert, er pflege sich, wenn er eine Arbeit zu vergeben habe, stets an jene zu wenden, die bereits mit Arbeit überlastet seien.

Öfters ist auch – vor allem unter Parteifreunden – der Einwand zu hören, Walther Bringolf habe in seiner Autobiographie «Mein Leben» seine Persönlichkeit zu sehr ins Licht gestellt. Demgegenüber ist aber folgendes zu bedenken: Aufgabe des Autobiographen ist es, zuzusehen, daß seine Darstellung als Ausdruck seines eigenen Erlebens verstanden wird. Darin liegt gerade die Würze der Autobiographie. Der Verfasser ist somit gezwungen, seine Person in den Vordergrund zu schieben. Hier erhebt sich denn auch eine der größten